SPERRFRIST: 08.11.2026, 11.30 Uhr
ES GILT DAS GESPROCHENE WORT!

VORTRAGSMANUSKRIPT

Kanzelrede am 8. November 2026, 11.30 Uhr
Erlöserkirche an der Münchner Freiheit
Eine Veranstaltung der Evangelischen Akademie Tutzing in Kooperation mit dem Freundeskreis der Akademie

Dr. Tobias Korenke, Historiker, Journalist und Bonhoeffer-Nachfahre

Mit Erinnerung die Demokratie stärken – Was wir vom Widerstand gegen den Nationalsozialismus lernen können

Lieber Herr Hahn,

meine sehr verehrten Damen und Herren,

herzlichen Dank für die ehrenvolle Einladung, heute die Kanzelrede halten zu dürfen.

Lassen Sie mich mit einer steilen, provozierenden und wahrscheinlich oder vielleicht sogar ungerechten These beginnen: Die deutsche Erinnerungskultur ist gescheitert.

Das ist ein harter Satz. Und selbstverständlich weiß ich, was wir in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten geleistet haben: Wir haben die Verbrechen unserer eigenen Geschichte intensiv erforscht und öffentlich diskutiert. Wir haben Gedenkstätten geschaffen, Stolpersteine verlegt, Bücher geschrieben, Ausstellungen eröffnet. Schülerinnen und Schüler besuchen ehemalige Konzentrationslager. Wir erinnern an die Opfer des Nationalsozialismus, an die Shoah, an die Verfolgten und an den Widerstand. All das ist gegen viele Widerstände geschehen. All das ist notwendig. All das muss bleiben.

Aber die Frage, die mich umtreibt, lautet: Was hat diese Erinnerungsarbeit eigentlich bewirkt? Was hat die Erinnerungsarbeit in der Breite der Bevölkerung und in der Tiefe des Einzelnen erreicht? Hat sie unsere Gesellschaft resilienter gemacht gegen Antisemitismus, Menschenverachtung und autoritäre Versuchungen?
Hat sie uns gelehrt, genau hinzusehen und früh zu widersprechen, wenn Menschen ausgegrenzt werden? Oder haben wir uns zu lange darauf verlassen, dass Erinnerung selbst schon eine demokratische Tugend sei?

1. Die Erinnerungskultur ist gescheitert – eine unbequeme These

Ein Blick auf die Gegenwart lässt diese Fragen dringlich werden. Rechtsextreme und rechtspopulistische Positionen haben erheblichen Rückhalt gewonnen. Antisemitismus ist keineswegs verschwunden; seit dem 7. Oktober 2023 begegnet er uns in erschreckender Offenheit, auch in Teilen der Linken. Verschwörungserzählungen und die Verachtung demokratischer Institutionen verbreiten sich weit über kleine Randgruppen hinaus.

Ich will nicht alles in einen Topf werfen. Nicht jede Kritik an der Politik ist antidemokratisch. Nicht jede Unzufriedenheit ist Extremismus. Und selbstverständlich müssen wir zwischen unterschiedlichen politischen Bewegungen und Motiven unterscheiden. Gerade wenn wir aus der Geschichte lernen wollen, dürfen wir
etwa die Unterschiede zwischen rechtsextrem und linksextrem nicht verwischen.

Dennoch: Das politische Klima verändert sich nicht erst, wenn Gesetze geändert werden. Es verändert sich auch durch die Sprache: wenn aus politischen Gegnern Feinde werden, wenn Minderheiten pauschal verdächtigt und demokratische Institutionen verächtlich gemacht werden. Wer die Freiheit der Parlamente nutzt, muss zugleich anerkennen, dass diese Freiheit auf Regeln, Respekt und dem Schutz der Rechte aller beruht. Gerade deshalb müssen wir den Unterschied zwischen legitimer, auch scharfer Kritik und der systematischen Herabwürdigung von Menschen und Institutionen ernst nehmen.

Aber der Widerspruch bleibt: Wie kann es sein, dass wir so viel über den Nationalsozialismus wissen und zugleich erleben, wie selbstverständlich Menschen wieder herabgesetzt werden, wie die Erinnerung an die Verbrechen als Zumutung, in der Sprache der AfD, als „übertriebener Schuldkult" (Zitat Regierungsprogramm der AfD in Sachsen-Anhalt), der angeblich unser Identitätsbildung blockiere, empfunden wird und wie autoritäre Denkweisen an Attraktivität gewinnen? (Als ich vor kurzem einen Beitrag zur Erinnerungskultur veröffentlichte, gab es in den Sozialen Medien eine Welle von Kommentaren, die kundtaten, dass die Geschichte des Nationalsozialismus für uns heute so relevant sei wie (Zitat) „Geschichte des 30jähren Kriegs.")

Die 2025 veröffentlichte MEMO-Studie zeigt, wie brüchig der erinnerungspolitische Konsens geworden ist. 38,1 Prozent der Befragten stimmten der Aussage eher oder stark zu, es sei Zeit für einen Schlussstrich unter die Zeit des Nationalsozialismus. 44,8 Prozent ärgerten sich darüber, dass den Deutschen noch immer die Verbrechen an den Juden vorgehalten würden. Solche Zahlen sind kein Beweis dafür, dass alle Bemühungen vergeblich waren. Die Studie zeigt auch Interesse und Engagement, gerade bei jüngeren Menschen. Aber sie verbietet jede Selbstzufriedenheit.

Kann es sein, dass wir die äußeren Formen des Erinnerns, die Rituale, immer weiter vervollkommnet haben, ohne die innere Bereitschaft zur Auseinandersetzung im gleichen Maße zu stärken? Ist es möglich, dass wir gelernt haben, die Verbrechen der Vergangenheit zu verurteilen, ohne uns ausreichend zu fragen, welche Zumutungen aus diesem Urteil für die Gegenwart folgen? Haben wir vielleicht den Anschluss in den Medien verschlafen und viel

zu lange nicht die Wirkmacht digitaler Kanäle, insbesondere der Sozialen Medien nicht erkannt? Und haben wir uns vielleicht zu sehr auf die Zeitzeugen verlassen, die die Zeit zwar nicht gezeugt haben, wie Axel von dem Bussche mal sagte, aber diese erleben und erlitten haben - und die es heute kaum noch gibt. Und, auch Zeitzeugen, wie zum Beispiel die wunderbare Maria Theodora von dem Bottlenberg-Landsberg, die heute 96jähre Tochter von Karl Ludwig von und zu Guttenberg, einem Widerstandskämpfer des 20. Juli, die hunderte Schulen besucht hat, zweifelt an dem Sinn ihres Engagements: Wofür habe ich das gemacht?

Morgen ist der 9. November. Dieser Tag steht für die demokratische Hoffnung von 1918, für den Hitlerputsch von 1923, für die Pogrome von 1938 und für den Fall der Mauer 1989. Vor allem der 9. November **1938** zwingt uns, genau hinzusehen. Die Gewalt gegen jüdische Menschen begann nicht in dieser Nacht. Ihr gingen Jahre der Hetze, der Entrechtung, der gesellschaftlichen Ausgrenzung und des Wegsehens voraus. Sie wurde möglich, weil Menschen so handelten – und weil andere wegsahen oder schwiegen.

Darin liegt die entscheidende und unfassbar aktuelle Frage an uns: Erkennen wir solche Entwicklungen, solange sie noch aufzuhalten sind? Oder werden wir erst dann eindeutig, wenn die Geschichte längst entschieden ist?

Meine These ist also nicht, dass das Gedenken überflüssig wäre. Überhaupt nicht.
Sie lautet: Erinnerung allein macht noch keine Demokraten. Wissen ist nicht dasselbe wie Urteilskraft. Betroffenheit ist noch keine Haltung. Und das Bekenntnis zum „Nie wieder“ ist noch nicht die Bereitschaft, etwas dafür zu tun.

In einem Beitrag für die Frankfurter Allgemeine Zeitung zum 20. Juli dieses Jahres habe ich deshalb gemeinsam mit anderen Vertretern von Erinnerungseinrichtungen eine für mich besonders relevante Frage gestellt: Was folgt aus der Erinnerung für unser eigenes Denken und Handeln? Wegschauen und Verdrängen sind keine Antworten auf bedrohliche Entwicklungen. Die Erinnerung an die NS-Diktatur und auch an die SED-Diktatur sollte vielmehr unser politisches Urteilsvermögen schärfen und den Respekt vor jener großartigen Verfassung stärken, die uns vor Willkür schützt. Sie soll uns aber auch befähigen, Verantwortung für das gesellschaftliche Klima und die politische Entwicklung zu übernehmen.

2. Wir müssen anders erinnern – von der Gedenkroutine zur Verantwortung

Deshalb plädiere ich nicht dafür, weniger zu erinnern. Ganz im Gegenteil. Wir müssen **anders** erinnern: konkreter, selbstkritischer, weniger ritualisiert, interaktiver und digitaler auch - und stärker auf die Frage gerichtet, was wir heute tun können und tun müssen.

Ein Kranz, eine Rede, eine Schweigeminute können würdige und notwendige Formen des Gedenkens sein. Problematisch werden sie erst, wenn sie die wirkliche Auseinandersetzung

ersetzen. Wenn wir nach der Feier mit dem wohligen Gefühl nach Hause gehen, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen, ohne unsere eigene Gegenwart geprüft zu haben. Erinnerung darf nicht bei der Frage stehen bleiben: Was ist damals geschehen? Sie muss weiterfragen: Wer hat mitgemacht? Wer hat weggesehen? Wer hat geholfen? Welche Entscheidungen waren möglich? Welche Gewohnheiten, welche Loyalitäten, welche Ängste verhinderten den Widerspruch? Und wo begegnen uns vergleichbare Mechanismen heute – ohne die Unterschiede zwischen unserer Demokratie und der nationalsozialistischen Diktatur einzuebnen?

Dazu gehört, dass wir die Opfer nicht in abstrakten Formeln verschwinden lassen. Die Shoah bleibt in ihrer historischen Bedeutung einzigartig. Sie darf weder relativiert noch zu einer allgemeinen Metapher für jedes Unrecht gemacht werden. Wir müssen die Menschen, die Orte, die Täter und die konkreten Entscheidungen sichtbar halten,
persönlich machen. Gerade so kann Geschichte unsere Urteilskraft schärfen.

Und dazu gehört auch ein neues Nachdenken über Erinnerung in einer Einwanderungsgesellschaft (einer Einwanderungsgesellschaft, dessen Existenz wir so lange, viel zu lange geleugnet haben). Wir können nicht voraussetzen, dass alle Menschen in Deutschland ähnliche Familiengeschichten haben. Ein junger Mensch mit syrischen oder türkischen Vorfahren steht zur Geschichte dieses Landes anders in Beziehung als jemand, dessen Großeltern oder Ur-Großeltern die NS-Zeit hier erlebt haben. Aber gemeinsame demokratische Verantwortung verlangt keine gemeinsame Abstammung. Sie verlangt gemeinsame Maßstäbe: Menschenwürde, Rechtsstaatlichkeit, Schutz jüdischen Lebens und die Bereitschaft, jeder Verfolgung und Ausgrenzung entgegenzutreten.

Die Frage ist also nicht, ob alle dieselbe Erinnerung erben. Die Frage ist, ob wir alle gemeinsam aus der Geschichte unseres Landes Verantwortung für seine Zukunft entwickeln.

Ich behaupte nicht, dass wir das Rad neu erfinden müssen. Aber wir müssen in der Erinnerungsarbeit und in der Erinnerungskultur Verschiebungen vornehmen, um junge Menschen zu erreichen und vielleicht auch manche Menschen wieder neu anzusprechen, die meinen, dass dieses Kapitel der deutschen Geschichte erledigt sei.

Eine so veränderte Erinnerung würde Richtungsverschiebungen erfordern: Vom statischen hin zum dynamischen Erinnern. Von einer Erinnerung aus einem gesicherten Standort „Nach der Geschichte“ hinein in die herausfordernde und kritische Zeitgenossenschaft. Vom Besitz der Wahrheit zu einer gelebten Haltung. Von der gesicherten Antwort hin zu unbequemen und herausfordernden Fragen. Von einem Besser- und Bescheidwissen der Älteren hin zu einem gemeinsamen, tastenden Suchen zusammen mit der jüngeren Generation. Und für den Widerstand heißt diese Verschiebung: Von der Heiligen- und Heldenverehrung hin zu einem Lernen aus brüchigen Lebensgeschichten und krummen Lebenswegen.

Lassen Sie mich das ganz deutlich sagen: Diese Verschiebungen sind nun wirklich nicht meine Erfindungen. Es gibt sie bereits, an vielen Orten. Sie erneuern jetzt schon die

Erinnerungskultur, aber noch lange nicht so, dass wir beruhigt sein könnten. Es gibt irre viel zu tun. Und ich würde sagen: Jetzt erst recht!

Was ich zu dieser Diskussion beitragen kann, ist „meine“ Erinnerung. Und das ist nicht in erster Linie eine professionelle Erinnerung, die sich aus meinem Studium der Geschichte ergibt. Die gibt es natürlich auch. Aber es gibt bei mir eine zweite Erinnerungsschicht, eine persönliche, eine ererbte, die aus meiner Familiengeschichte erwachsen ist – und zu der ich ebenso aufgerufen bin, mich zu verhalten.

Und so möchte ich behaupten: Gerade in der heutigen Zeit, in der kritischen Befragung der Erinnerungskultur lohnt sich ein genauerer Blick auf den Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Dieses Kapitel der deutschen Geschichte ist besonders gern instrumentalisiert, in Anspruch genommen, ja okkupiert worden – von der Bundesrepublik der Nachkriegszeit wie von DDR für legitimatorische Zwecke. Und heute von politischen Parteien zur Legitimation ihrer Positionen.

Ganz klar: Das Gedenken gehört nicht einer Partei, nicht einer politischen Richtung und auch nicht den Nachfahren allein. Aber wer den Widerstand für sich in Anspruch nimmt, so meine ich, muss sich an seinen Zielen konkret messen lassen: an der Würde des Menschen, der Bindung der Macht an das Recht und der Freiheit des Andersdenkenden. Gerade deshalb dürfen wir nicht akzeptieren, wenn sich un- oder antidemokratischen Parteien und/oder ihre Vertreter*innen in die Tradition des Widerstands stellen. Die AfD hat genau das immer wieder versucht – zum Beispiel mit dem Wahlkampfplakat “Sophie Scholl würde AfD wählen“, mit eigenen Gedenkfeiern am 20. Juli, mit dem Narrativ, so wie Stauffenberg und seine Mitverschwörer gegen Hitler gekämpft haben, müssten wir heute gegen Merkel oder Merz kämpfen.

Meine Damen und Herren,
wir müssen uns gegen diese Vereinnahmung mit ganzer Kraft wehren (Ich habe das mit der vorhin von Herrn Hahn angesprochenen Kranz-Aktion am 20. Juli dieses Jahres zu tun versucht).

3. Der Widerstand – ein anderes Modell des Erinnerns

Wir erzählen die Geschichte des Widerstands gern als Geschichte großer Helden. Das ist verständlich. Die Menschen, die sich Hitler entgegenstellten, verdienen unsere Achtung. Aber wenn wir sie auf hohe Sockel stellen, können wir sie bewundern, ohne uns von ihnen befragen zu lassen. Wir erklären sie zu außergewöhnlichen Menschen, zu denen wir selbst niemals gehören könnten. Und damit entlassen wir uns aus der Verantwortung. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür liefert der langjährige Vorstands-vorsitzende der Deutschen Bank, Hermann-Josef Abs. Er antwortete in den 1980er Jahren auf die Frage, warum er sich nicht den Widerstandsaktivitäten seiner

Freunde im Kreisauer Kreis angeschlossen hätte, so: „Ich war nicht zum Helden geboren." Was für eine feige Aussage: Als wäre irgendjemand zum Helden geboren, als gehörte nicht immer die Überwindung von Angst dazu, wenn man sich dem Mainstream oder einer brutalen Diktatur entgegenstellt.

Die Männer und Frauen des Widerstands waren keine makellosen Helden. Sie hatten Vorurteile, machten Fehler, waren manchmal sehr spät zur Einsicht gekommen. Manche hatten zunächst gehofft, das Regime werde sich mäßigen. Andere hatten sich angepasst oder lange einfach geschwiegen. Und doch fanden sie irgendwann Wege, sich zu verweigern, Verfolgten zu helfen, Informationen weiterzugeben oder sogar einen Umsturz vorzubereiten.

Gerade das macht ihre Geschichte für uns so wertvoll. Sie zeigt keine vorgezeichneten Lebenswege. Sie zeigt Entscheidungen unter Unsicherheit. Sie zeigt, wie sich ein unabhängiges Urteil entwickeln kann, wie aus Distanz Widerspruch wird und wie Menschen Verantwortung übernehmen, ohne zu wissen, ob ihr Handeln Erfolg haben wird.

Denken wir etwa an Fritz-Dietlof von der Schulenburg, dem späteren so wichtigen Organisator im Widerstand des 20. Juli, der Stauffenberg für das Attentat gewann. Er hatte, wie seine Geschwister in dieser alten Adelsfamilie, den Nationalsozialismus zunächst begeistert unterstützt. Noch 1934 pries er die NSDAP in überschwänglichen Worten. Zehn Jahre später sah er im Regime nur noch (Zitat) „Gewalt ohne Maß, innen und außen" und erkannte, dass es nicht reformiert werden konnte. Er wollte wieder (Zitat) „heiliges unverbrüchliches Recht" schaffen. Seine Biografie zeigt, wie schmerzhaft der Weg vom Irrtum zur Einsicht sein kann.

Und denken wir, um ein weiteres Beispiel zu nennen, an Liane Berkowitz. Sie erkannte schon als Schülerin den Unrechtscharakter des NS-Regimes, verbreitete als ganz junge Frau für die sogenannte "Rote Kapelle" Flugblätter gegen die NS-Propaganda. Liliane wurde verhaftet und 1943 in Plötzensee enthauptet – nachdem sie kurz zuvor in der Haft ein Kind, die kleine Irka, geboren hatte. In ihrem Abschiedsbrief an ihre Mutter schreibt sie am 5. August am 1943: (ich möchte etwas ausführlicher zitieren, weil der Brief mich so bewegt):

„Meine einzig teure Mamotschka!

Es ist aus. Heute, wenn es dunkel geworden sein wird, lebt Deine Lanka nicht mehr. Mein Trost und meine Hoffnung ist meine kleine Irka, die ja Gott sei Dank keine Ahnung hat von alle, was um sie vorgeht. (…) Erzieh Irka zu einem klugen, tüchtigen Menschen, lasse sie so viel wie möglich lernen. Lehre sie, unerschütterlich an Gott zu glauben und an Gottes ewige Liebe und Gerechtigkeit. (…) Ich glaube an Gott, an das ewige Leben und daran, dass wir uns wiedersehen werden. Ich werde im Jenseits für Dich und für Inotschka beten und euch beschützen. Ich bin ruhig und gefaßt und fürchte mich nicht vor dem Tode."

Liane ist da 20 Jahre alt. Irina starb wenig später unter ungeklärten Umständen im Krankenhaus Eberswalde. Wahrscheinlich wurde sie Opfer einer NS-Krankenmordaktion.

Fritz Dietlof von der Schulenburg und Liliane Berkowitz: Zwei sehr unterschiedliche Lebenswege, zwei sehr unterschiedliche Schicksale – und beide machen deutlich, dass Widerstand nicht auf eine gesellschaftliche Schicht oder politische Herkunft begrenzt war und wie unterschiedlich die Wege in den Widerstand sein konnten.

Für mich ist das keine abstrakte Geschichte. Meine Großeltern waren Rüdiger und Ursula Schleicher, geborene Bonhoeffer. Lassen Sie mich ein bisschen von den beiden erzählen.

Manchmal wünschte ich mir als Kind eine „Oma“, wie ich sie von meinen Freunden kannte. Eine, mit der man Mensch-ärgere-dich-nicht spielte, auf deren Schoß man klettern konnte und die ihre Enkel nach Strich und Faden verwöhnte. Meine Großmutter war anders. Ich habe sie noch zwanzig Jahre erleben dürfen, wir wohnten einige Jahre mit ihr in einem Haus und dann ganz in der Nähe. Mit ihr führte man vor allem Gespräche – über Politik, Gesellschaft und Geschichte. Mit der Zeit lernte ich das zu schätzen und zu lieben. Denn: Sie nahm mich ernst, selbst wenn ich die krudesten pubertären Thesen vertrat. Sie hörte genau zu, widersprach, fragte nach, bat um Differenzierung. Drumherumreden gab es bei ihr nicht. Meine Schulnoten waren ihr ziemlich egal – was mir sehr entgegenkam. Nicht gleichgültig war ihr, wie ich mich anderen Menschen gegenüber verhielt, vor allem gegenüber Schwächeren. Sie hasste Ungerechtigkeit, Prinzipienreiterei, Besserwisserei und diese unerbittliche Konsequenz, die in Deutschland so verbreitet ist. Sie hatte ein warmes Herz für Menschen, die unter schwierigen Bedingungen lebten, verfolgt oder unterdrückt wurden. Sie konnte sich in ihre Lage versetzen und half, wo sie konnte. Wenn ich heute von Empathie, Urteilskraft und Verantwortung spreche, dann denke ich vor allem an sie.

Ursula Bonhoeffer wurde 1902 als viertes von acht Kindern des Psychiaters Karl Bonhoeffer und seiner Frau Paula geboren. Sie wuchs in Breslau und Berlin unter bildungsbürgerlichen, privilegierten Bedingungen auf. Aber sie richtete sich darin nicht behaglich ein. Sie ließ sich zur Fürsorgerin (heute Sozialarbeiterin) ausbilden und arbeitete mit Menschen, die in Armut und Not lebten. Noch Jahrzehnte später erzählte sie uns Enkeln von ihren Erfahrungen in der Fruchtstraße im damaligen Friedrichshain, von einer Lebenswelt, die mit ihrer eigenen Kindheit wenig gemein hatte.

Die Familie - meine Großmutter hatte sieben Geschwister – spielte im Leben meiner Großmutter eine große Rolle. Im Berliner Westend lebten Anfang der 30er Jahre die Eltern Paula und Karl Bonhoeffer, Ursula und Rüdiger Schleicher sowie weitere Angehörige in enger Nachbarschaft. Dietrich arbeitete, wenn er in Berlin war, in der Mansarde des Elternhauses, direkt daneben wohnten meine Großeltern mit ihren vier Kindern. Theologen, Juristen, Naturwissenschaftler und ihre Freunde diskutierten im großen Verwandten- und Freundeskreis über Politik, Glauben, Kunst und die Entwicklungen ihrer

Zeit. Man war einander verbunden, ohne immer einer Meinung zu sein. Es wurde temperamentvoll gestritten, aber auch zugehört. Vielleicht war gerade das eine Schule des Widerstands: die Bereitschaft, das eigene Urteil zu bilden und zugleich das Gegenüber ernst zu nehmen. Ich habe diese Form der Kommunikation einmal mit der Kammermusik, die in der Familie so eine große Rolle spielte, verglichen: Gut wird das Zusammenspiel nur, wenn man sich zurücknehmen, dem oder der anderen den Vortritt lassen kann, aber auch bereit ist, für einen Part selbst in Führung zu gehen, um sich dann wieder zurückzunehmen.

1923 heiratete „Ursel“, wie alle sie nannten, Rüdiger Schleicher, einen Juristen aus Stuttgart. Sie gründeten eine Familie. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Frage, wie man sich zum Unrecht verhält, für beide existenziell. In der Familie Bonhoeffer war früh die Überzeugung verbreitet, dass Hitler Diktatur und Krieg bedeuten würde. Ursel unterstützte jetzt bedrohte jüdische Familien, wo immer es ihr möglich war.

Rüdiger verfolgte als juristischer Beamter und Rechtsprofessor die Aushöhlung des Rechts mit Abscheu. Er war kein geborener Konspirateur und Widerständler.
Ganz im Gegenteil: Verstellung und Lügen waren ihm fremd, er konnte das einfach nicht. Um seine berufliche Stellung im Reichsluftfahrtministerium zu behalten und hier an relevante Informationen zu kommen, trat er 1934 in die NSDAP ein. Gerade solche Tatsachen dürfen wir nicht ausblenden, wenn wir verstehen wollen, wie Menschen in einer Diktatur handelten – es muss in der Familie sehr ernste und kontroverse Diskussionen um diesen Parteieintritt gegeben haben – Rüdiger selbst ist dieser Eintritt sehr schwer gefallen. Er engagierte sich nun zunehmend in der Opposition, gemeinsam mit seinen Schwägern Dietrich und Klaus Bonhoeffer sowie Hans von Dohnanyi. Ursel wusste davon und unterstützte diesen Einsatz, obgleich sie genau um die Gefahren wusste. Bei den vielen konspirativen Treffen, die in ihrem Haus stattfanden, war sie nicht nur Gastgeberin, sondern häufig auch Gesprächspartnerin.

Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 wurden Rüdiger Schleicher und Klaus Bonhoeffer verhaftet. Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnanyi waren bereits seit 1943 inhaftiert. Es war fast ein Wunder, dass Rüdiger seine Geige mit ins Gefängnis nehmen durfte. Er war ein begnadeter Musiker, hatte ein absolutes Gehör. Aus einigen Berichten wissen wir, wie wichtig den Mithäftlingen Rüdigers Geigenspiel war – gerade die Choräle aus der Matthäuspassion waren ein Überlebensmittel, ein Licht in der Dunkelheit des Kerkers. Der spätere Landesbischof Lilje hielt seine Erinnerung an Weihnachten 1944 mit dem ihm namentlich nicht bekannten Geigenspieler fest:

„Einem, der gefesselt war, hatte (der Kommandant) die Fesseln abnehmen lassen und seine Geige aushändigen lassen, auf der er ein großer Künstler war und die er zauberhaft spielte; nun drangen aus seiner Zelle die festlichen Klänge rätselhaft und sehnsüchtig in die hohe Halle.“

Ursula ließ nichts unversucht, Begnadigungen für ihren Mann, ihre Brüder und ihren Schwager Hans Dohnanyi zu erwirken. Vergeblich. Ihr Mann, ihre Brüder und ihr Schwager wurden in den letzten Kriegstagen ermordet. Rüdiger wurde gemeinsam mit Klaus Bonhoeffer noch in der Nacht vom 22. auf den 23. April 1945 in Berlin von der SS getötet.

Meine Großmutter hat diese Verluste nie überwunden. Aber sie lebte weiter, kümmerte sich um die Familie, half vielen Menschen und blieb bis ins hohe Alter eine wache, streitbare, zugewandte Frau. In ihrem Haus in Reinbek bei Hamburg war sie Mittelpunkt einer immer größer werdenden Familie.

Wir war standen uns sehr nahe. Trotzdem habe ich mich nie getraut, sie zu fragen, wie sie es eigentlich ausgehalten hat in einem Land, in dem Deutsche ihre Liebsten ermordet hat. Ich spürte aber schon als Kind eine tiefe Trauer. Der Preis des Widerstands wurde eben nicht nur von den Ermordeten getragen. Er prägte auch das Leben der Überlebenden.

Die Ermordung der Angehörigen blieb auch für die Kinder eine offene Wunde. In einem persönlichen Rückblick auf die Familie Bonhoeffer habe ich beschrieben, wie tief meine Mutter der Verlust ihres Vaters und der Verwandten traf – und dass sie bis zu ihrem Tod darunter litt, dass Menschen aus dem eigenen Land diese Morde begangen hatten. So reicht die Geschichte des Widerstands weit über die Lebenszeit der Ermordeten hinaus. Sie ist auch eine Geschichte derer, die mit der Trauer, Unsicherheit über die Stabilität der Demokratie in unserem Land und der Angst, dass irgendwann wieder politische Gewalt ausbrechen könnte, weiterleben mussten. Meine Mutter ist dieses Trauma Zeit ihres Lebens nicht losgeworden, genauso wie ihre Geschwister und ihre zahlreichen Cousinen und Cousins.

Warum erzähle ich Ihnen so persönlich von meiner Großmutter und ihrer Familie? Weil sich an ihr etwas zeigt, das wir in der Erinnerung an den Widerstand leicht übersehen. Widerstand beginnt nicht erst mit einer Verschwörung oder einem Attentat. Er beginnt mit der Bereitschaft, selbst zu denken, Menschen ernst zu nehmen, Unrecht nicht hinzunehmen und für andere einzustehen. Und Verantwortung endet nicht mit dem Scheitern einer politischen Hoffnung oder einer persönlichen Katastrophe. Meine Großmutter hat mir etwas vorgelebt, das ich erst später in seiner ganzen Bedeutung verstanden habe: die Freiheit, für den Mitmenschen zu handeln. Nicht jeder von uns muss ein Held sein, wirklich nicht! Aber jede und jeder von uns kann sich fragen, was ihre/seine Haltung für andere Menschen bedeutet.

Und damit bin ich bei dem heute berühmten Bruder meiner Großmutter: Dietrich Bonhoeffer. Denn die Freiheit, für andere zu handeln, und die Verantwortung, die daraus erwächst, stehen auch im Mittelpunkt seines Denkens.

4. **Dietrich Bonhoeffer – Verantwortung statt moralischer Selbstgewissheit**

Dietrich Bonhoeffer hat genau diese Fragen mit einer Schärfe gestellt, die uns noch heute trifft, direkt ins Herz. In seinem Rückblick „Nach zehn Jahren“, geschrieben zum Jahreswechsel 1942/43, fragt er: „Wer hält stand?“

Das ist keine Frage nach Menschen, die als Helden geboren werden. Es ist die Frage nach der Standfestigkeit gewöhnlicher Menschen. Wer behält seine Urteilskraft, wenn sich die Maßstäbe verschieben? Wer widersteht dem Druck, mitzumachen, dazuzugehören? Wer ist bereit, für andere einzustehen, wenn es gefährlich wird?

Bonhoeffer hatte früh erkannt, dass das Führerprinzip zur Verführung werden konnte. Schon 1933 sprach er über die Gefahr des „Verführers“. Und er formulierte den Gedanken, die Kirche dürfe nicht nur die Opfer staatlicher Gewalt versorgen; sie müsse unter bestimmten Bedingungen dem Rad selbst in die Speichen fallen.

Diese Haltung war für Bonhoeffer nicht selbstverständlich und nicht von Anfang an fertig ausgebildet. Ein Studienaufenthalt in New York hatte seinen Blick auf Armut, Rassismus und soziale Ungerechtigkeit geschärft. Später geriet er innerhalb der Bekennenden Kirche in Konflikt, weil ihm deren Widerstand gegen die Ausgrenzung jüdischer Menschen und den totalen Herrschaftsanspruch des Regimes nicht weit genug ging. Auch in den eigenen Reihen zu widersprechen: Das gehört zu seiner Geschichte.

Besonders eindrücklich finde ich seine Entscheidung aus dem Sommer 1939. Freunde hatten Bonhoeffer in die Vereinigten Staaten geholt, um ihn vor der drohenden Verfolgung zu schützen. Doch nach wenigen Wochen kehrte er nach Deutschland zurück. Er wollte sich nicht in Sicherheit bringen und später am Wiederaufbau mitwirken, ohne die Not der Menschen in seinem Land mitgetragen zu haben. Das war keine Verherrlichung des Leidens, sondern die bewusste Entscheidung, Verantwortung nicht auf Distanz zu halten.

Bonhoeffer blieb dabei nicht bei kirchlichen Erklärungen stehen. Über seinen Schwager Hans von Dohnanyi fand er Zugang zu den Kreisen des politischen Widerstands in der Abwehr um Hans Oster und Wilhelm Canaris. Seine internationalen Kontakte sollten helfen, die Haltung ausländischer Gesprächspartner zu einem möglichen Umsturz zu erkunden. Hier berühren sich die Lebenswege meiner Familie unmittelbar: der Theologe, der Jurist, die Angehörigen, die einander vertrauten und die Folgen ihrer Entscheidungen gemeinsam tragen mussten.

In diesem Zusammenhang ist eine Formulierung Bonhoeffers in seinen Haftaufzeichnungen wichtig: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“ Das gilt zunächst der Kirche. Aber die Formulierung enthält einen Gedanken, der weit darüber hinausweist: Gemeinschaften bewähren sich nicht durch Selbstbestätigung, sondern durch Verantwortung für andere.

Diese Worte geben auch meiner Erinnerung an meine Großmutter einen tieferen Sinn. Ihr ging es nie allein darum, eine richtige Haltung zu besitzen. Entscheidend war, was sie für

einen anderen Menschen tun konnte. In diesem Verständnis von Freiheit und Verantwortung begegnen sich die Geschwister Ursula und Dietrich Bonhoeffer.

In seiner „Ethik“ beschreibt Dietrich den Ursprung solcher Verantwortung: (ZITAT) „daß der Mensch notwendig in einer Begegnung mit anderen Menschen lebt und daß ihm mit dieser Begegnung in einer je verschiedenen Form eine Verantwortung für den anderen Menschen auferlegt wird. Geschichte entsteht durch das Wahrnehmen der Verantwortlichkeit für andere Menschen beziehungsweise für ganze Gemeinschaften und Gemeinschaftsgruppen. Der Einzelne handelt nicht für sich allein, sondern er vereinigt in seinem Ich das Ich mehrerer Menschen, gegebenenfalls sogar einer sehr großen Zahl.“

Aber Bonhoeffer war kein Mann einfacher moralischer Gewissheiten. Er wusste, dass verantwortliches Handeln in einer zerstörten Ordnung in Schuld und Widersprüche führen konnte. Der Widerstand gegen Hitler ließ sich nicht immer mit dem beruhigenden Gefühl vereinbaren, selbst völlig rein zu bleiben. Im Sinne Max Webers war Bonhoeffer klar, dass es nicht um „reines“ gesinnungsethische Handeln gehen
kann, sondern nur um verantwortungsethisches Handeln, das das Schuldigwerden stets miteinschloss. Seinen Maßstab formulierte er in „Nach zehn Jahren“ so: „Die letzte verantwortliche Frage ist nicht, wie ich mich heroisch aus der Affäre ziehe, sondern wie eine kommende Generation weiterleben soll.“

Was für eine Verschiebung! Nicht mein Bild von mir selbst steht im Mittelpunkt. Nicht die Frage, ob ich als mutig gelte, unschuldig bleibe oder ob ich im Rückblick recht behalten werde. Sondern die Frage, was mein Handeln für andere und für die Zukunft bedeutet.

Auch das Ende dieser Geschichte führt uns zurück zu den Überlebenden. Bonhoeffer wurde am 9. April 1945 in Flossenbürg ermordet. Seine Familie und seine Verlobte Maria von Wedemeyer erfuhren erst Wochen später von seinem Tod. Die Ungewissheit und die verspätete Nachricht gehörten zu jenem Schmerz, den auch meine Großmutter Ursula zu tragen hatte. Wer vom Widerstand erzählt, darf diese Erfahrung der Zurückbleibenden nicht vergessen.

Bonhoeffer beschäftigte sehr stark die Frage, wie es sein kann, dass Menschen begeistert einer autoritären Idee anhängen und sich in die selbstverschuldete Unmündigkeit (Kant) begeben. Eine große Rolle spielte dabei für ihn die “Dummheit”. Er meinte damit nicht mangelnde Bildung oder geringe Intelligenz, sondern die Preisgabe des eigenen Urteils unter dem Einfluss von Macht, Gruppendruck und scheinbaren Gewissheiten (ZITAT): „Dummheit ist ein gefährlicherer Feind des Guten als Bosheit. Gegen das Böse läßt sich protestieren, es läßt sich bloßstellen, es läßt sich notfalls mit Gewalt verhindern, das Böse trägt immer den Keim der Selbstzersetzung in sich, indem es mindestens ein Unbehagen im Menschen zurückläßt. Gegen die Dummheit sind wir wehrlos. Weder mit Protesten noch durch Gewalt läßt sich hier etwas ausrichten; Gründe verfangen nicht; Tatsachen, die dem eigenen Vorurteil widersprechen, brauchen einfach nicht geglaubt zu werden – in solchen Fällen wird der Dumme sogar kritisch -, und wenn sie unausweichlich sind, können sie einfach als

nichtssagende Einzelfälle beiseitegeschoben werden. Dabei ist der Dumme im Unterschied zum Bösen restlos mit sich selbst zufrieden; ja, er wird sogar gefährlich, indem er leicht gereizt zum Angriff übergeht. Daher ist dem Dummen gegenüber mehr Vorsicht geboten als gegenüber dem Bösen. Niemals werden wir mehr versuchen, den Dummen durch Gründe zu überzeugen; es ist sinnlos und gefährlich."

Bonhoeffer bringt diese Gefahr in „Nach zehn Jahren" auf die scharfe Formel: „Dummheit ist ein gefährlicherer Feind des Guten als Bosheit." Er meint damit nicht, dass wir andere vorschnell als dumm aburteilen sollten. Er fordert uns auf, die Bedingungen zu erkennen, unter denen Menschen aufhören, selbst zu denken.

„Um zu wissen, wie wir der Dummheit bekommen können, müssen wir ihr Wesen zu verstehen suchen. Soviel ist sicher, dass sie nicht wesentlich ein intellektueller, sondern ein menschlicher Defekt ist. Es gibt intellektuell außerordentlich bewegliche Menschen, die dumm sind, und intellektuell sehr Schwerfällige, die alles andere als dumm sind. Diese Entdeckung machen wir zu unserer Überraschung anläßlich bestimmter Situationen. Dabei gewinnt man weniger den Eindruck, daß die Dummheit ein angeborener Defekt ist, als daß unter bestimmten Umständen die Menschen dumm *gemacht* werden bzw. sich dumm machen lassen. Wir beobachten weiterhin, daß abgeschlossen und einsam lebende Menschen diesen Defekt seltener zeigen als zur Gesellung neigende oder verurteilte Menschen und Menschengruppen. So scheint die Dummheit vielleicht weniger ein psychologisches als ein soziologische Problem zu sein. Sie ist eine besondere Form der Einwirkung geschichtlicher Umstände auf den Menschen, eine psychologische Begleiterscheinung bestimmter äußerer Verhältnisse. Bei genauerem Zusehen zeigt sich, daß jede äußere Machtentfaltung, sei sie politischer oder religiöser Art, einen großen Teil der Menschen mit Dummheit schlägt. Ja, es hat den Anschein, als sei das geradezu ein soziologisch-psychologisches Gesetz. Die Macht der einen braucht die Dummheit der anderen."

Ja, geht's noch aktueller? Aber: Das ist eine Warnung, die nicht nur für die Menschen gilt, deren Ansichten wir ablehnen. Sie richtet sich ebenso an uns selbst: Wo prüfen wir Behauptungen nicht mehr? Wo hören wir nur noch das, was wir hören wollen? Wo ersetzen Zugehörigkeit und Empörung das eigene Denken?

Meine Damen und Herren,

wir leben nicht in einer Diktatur. Wir haben Grundrechte, freie Medien, unabhängige Gerichte und demokratische Wahlen. Ein Vergleich, der diese Unterschiede verwischt, wäre historisch falsch und politisch gefährlich. Aber gerade weil wir über diese Freiheiten verfügen, stellt sich die Frage, was wir mit ihnen anfangen.

Bonhoeffers Antwort ist kein Aufruf zur moralischen Selbstüberhöhung. Er verlangt nicht, dass wir uns als Widerstandskämpfer inszenieren. Er verlangt, dass wir Verantwortung nicht an andere delegieren. Dass wir nicht glauben, Schweigen sei immer neutral. Und dass wir den Mut zum eigenen Urteil bewahren.

Das ist keine Pose des Helden. Es ist die schonungslose Selbstbefragung eines Menschen, der weiß, dass auch der Widerstand Spuren hinterlässt. Gerade deshalb sollten wir seine Geschichte nicht zur bequemen Heldenerzählung machen. So wie die Geschichte vieler anderer Angehöriger des Widerstands.

Dietrich Bonhoeffer selbst wäre eine Heldenerzählung fremd gewesen. Welche Zweifel ihn umtrieben, zeigt sehr eindrücklich das Gedicht „Wer bin ich?“, das er in der Haft verfasst hatte:

„Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge.
Ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und zu leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?
Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“

In seinem Rückblick „Nach zehn Jahren“ stellte Bonhoeffer denn auch eine zutiefst selbstkritische Frage: „Sind wir noch brauchbar?“ Er beschrieb, wie die Jahre der Diktatur und der Konspiration die Menschen verändert hatten: „Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen, wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung misstrauisch gegen die Menschen geworden und mußten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?“

Zu diesem Denken gehört schließlich eine bemerkenswerte Hoffnung. Bonhoeffer kannte die Macht des Regimes und die Grenzen seines Handelns. Dennoch nahm er die Zukunft nicht als unabänderliches Schicksal hin. Hoffnung bedeutete für ihn nicht, den guten Ausgang zu kennen. Hoffnung bedeutete, trotz eines offenen Ausgangs verantwortlich zu handeln.

Damit komme ich zu einem Gedanken, der für mich das Vermächtnis des Widerstands auf den Punkt bringt. Zwei bemerkenswerte Frauen des Widerstands, Freya von Moltke und Annedore Leber, schrieben in der Rückschau, dass der Erfolg der Widerstandstaten nicht allein an ihrem unmittelbaren Ausgang gemessen werden könne. Das Bild ist das des geopferten Samenkorns, das erst durch die Nachlebenden neue Frucht trägt: (ZITAT)

„Das Wesen menschlicher Handlungen, die mit Opfern verbunden sind, besteht darin, das geopferte Samenkorn zur neuen Frucht zu bringen. Deshalb hängt der Erfolg des deutschen Widerstands von den Nachlebenden ab. Er hängt davon ab, ob der Geist der Männer und Frauen des Widerstands kommende Generationen unter ganz anderen Umständen (…) gegenüber neuen Aufgaben und Problemen in ihrem eigenen Handeln zubew egen vermag.“

Das ist ein außerordentlich anspruchsvoller, aber wunderbarer Gedanke. Denn die Frauen und Männer des Widerstands scheiterten mit ihrem unmittelbaren Ziel. Hitler überlebte. Viele Beteiligte wurden ermordet. Das Leid, das sie verhindern wollten, ging weiter. Und doch ist die Geschichte damit nicht zu Ende. Der Erfolg des Widerstands hängt auch und gerade von uns Nachlebenden ab: davon, ob sein Geist Menschen unter ganz anderen Umständen, vor neuen Aufgaben und Problemen, zu eigenem verantwortlichem Handeln bewegt. Nicht, indem wir uns mit den Widerständlern gleichsetzen. Sondern indem wir die Frage ernst nehmen, die sie uns hinterlassen: Nehmen wir unsere persönliche menschliche Verantwortung wirklich an?

Das ist für mich der tiefste Sinn der Erinnerung. Sie kann den Toten das Leben nicht zurückgeben. Aber sie kann bewirken, dass ihre Entscheidungen in den Entscheidungen der Lebenden, er Nachkommen, in uns weiterwirken.

V. Sechs Lektionen aus dem Widerstand – was Demokratie heute braucht, aus der Erinnerung

Was können wir nun ganz konkret aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus lernen? Ich möchte sechs Lektionen nennen. Sie sind keine einfachen Rezepte. Aber sie beschreiben Haltungen, ohne die unsere Demokratie nicht bestehen kann.

Erstens: Das Recht schützen.

Wie systematisch das nationalsozialistische Regime das Recht zerstörte, lässt sich an einer bedrückenden Abfolge erkennen. 1933 wurden Grundrechte außer Kraft gesetzt und mit dem Ermächtigungsgesetz die parlamentarische Gesetzgebung entmachtet. Jüdische Juristen wurden aus ihren Berufen gedrängt. Sondergerichte und der Volksgerichtshof machten die Justiz zum Instrument politischer Verfolgung. 1935 trat an die Stelle des Grundsatzes, dass eine Tat nur nach einem bestehenden Gesetz bestraft werden darf, das sogenannte „gesunde Volksempfinden“. 1936 wurde die Gestapo der verwaltungsgerichtlichen Kontrolle entzogen. Die Diktatur beseitigte das Recht nicht einfach. Sie bediente sich seiner Formen, um Willkür als Recht auszugeben.

Der Gegensatz lässt sich an den Entwürfen des Widerstands besonders deutlich ablesen. Der Kreisauer Kreis forderte, das zertretene Recht wieder aufzurichten und unabhängige Richter zu seiner Grundlage zu machen. Der Entwurf der Regierungserklärung im Falle eines geglückten Staatsstreichs von Ludwig Beck und Carl Freidrich Goerdeler stellte die „Wiederherstellung der vollkommenen Majestät des Rechts“ an die erste Stelle. Und sie verlangte, selbst gegenüber den Verantwortlichen des alten Regimes auf Lynchjustiz zu verzichten. Das ist ein hoher Maßstab: Rechtsstaatlichkeit bewährt sich gerade dort, wo sie auch den eigenen Gegner vor Willkür schützt.

Für Menschen wie Rüdiger Schleicher war das Recht mehr als die Anordnung der jeweils Mächtigen. Auch die Männer des 20. Juli dachten über eine Ordnung nach, in der staatliche Macht wieder an Recht gebunden wäre. Für uns heißt das: unabhängige Gerichte, freie Medien, parlamentarische Kontrolle und die Rechte von Minderheiten verteidigen – gerade dann, wenn Entscheidungen nicht unseren eigenen Wünschen entsprechen. Das Recht schützt nicht nur die Mehrheit. Es schützt vor allem jene, die sich gegen die Mehrheit nicht selbst schützen können.

Zweitens: Der Wirklichkeit ins Auge sehen.

Viele spätere Widerständler mussten zunächst eigene Illusionen überwinden. Sie mussten erkennen, dass das Regime nicht von selbst zur Vernunft kommen würde. Auch heute verlangt Verantwortung die Bereitschaft, Tatsachen anzuerkennen, die dem eigenen Weltbild widersprechen. Wir müssen Quellen prüfen, zwischen Meinung und überprüfbarer

Wirklichkeit unterscheiden und unsere eigenen Irrtümer eingestehen können.
Das ist gerade in Social Media-Zeiten nicht so einfach, aber notwendiger denn je. Gerade Journalismus kommt hier eine wichtige Aufgabe zu.
Eine Demokratie verliert ihre Orientierung, wenn sie die gemeinsame Wirklichkeit verliert. Es kommt darauf an, dass es uns durch regulierte Soziale Medien und durch der Wahrheit verpflichteten Journalismus gelingt, diesen Raum der geneinsamen Wirklichkeit zu erhalten.

Drittens: Gemeinschaften bilden.

Wenn ich an die Familie Bonhoeffer denke, sehe ich, dass eine tragfähige Gemeinschaft keine Gemeinschaft ständiger Einigkeit sein muss. Man konnte heftig widersprechen und dennoch füreinander einstehen. Das ist auch heute eine demokratische Fähigkeit: zuhören, streiten, sich korrigieren lassen und den anderen nicht zum Feind erklären, nur weil er anderer Meinung ist. Wer Kinder hat, die heute studieren und sich ganz anders mit Fragen des Kolonialismus und des Postkolonialismus berschäftigen als wir Älteren das getan haben, wird in den eigenen Familien manch hitzige Debatte über Israel und Israel in den vergangenen drei Jahren geführt haben. Ich weiß das aus den Diskussionen mit meinen Töchtern, aber von Freunden, dass dies kleine Laboratorien waren, anstrengend, aber lehrreich.

Widerstand war weder einstimmig, noch konfliktfrei. Und er war selten das Werk einsamer Einzelner – Georg Elser ist hier fast eine Ausnahme. Widerstand beruhte meist auf Freundschaften, familiären Zusammenhängen, kirchlichen Kreisen, beruflichen Beziehungen und Vertrauen. Das Beispiel meiner Großeltern zeigt, wie wichtig solche Bindungen waren. Auch unsere Demokratie braucht Orte, an denen Menschen einander zuhören, streiten und gemeinsam Verantwortung übernehmen: Schulen, Vereine, Gemeinden, Parteien, Initiativen, Nachbarschaften. Gemeinschaft darf dabei keine Wagenburg, keine Bubble der Gleichgesinnten werden. Sie muss offen bleiben für andere Erfahrungen und Überzeugungen.

Dabei dürfen wir Gemeinsinn nicht denjenigen überlassen, die Gemeinschaft vor allem durch Abgrenzung definieren. Die Liebe zum eigenen Land verlangt nicht die Verachtung anderer Länder. Patriotismus zeigt sich auch darin, dass wir die Freiheit und Würde der Menschen schützen, die hier leben – unabhängig von ihrer Herkunft oder Überzeugung. Die Männer und Frauen des Widerstands waren in ihren politischen Vorstellungen keineswegs einheitlich. Gerade ihre Verschiedenheit erinnert daran, dass die Verantwortung für das Gemeinwesen über die eigene Gruppe, über individuelle Interessen hinausreicht.

Viertens: Verantwortung übernehmen.

Demokratie ist nicht nur ein System von Ansprüchen an den Staat. Sie lebt davon, dass Bürgerinnen und Bürger selbst handeln. Wer immer nur fragt, was die Politik für ihn tun soll, übersieht leicht, was er anderen schuldet. Verantwortung beginnt oft klein: im Ehrenamt, in der Schule, in der Redaktion, am Arbeitsplatz, im Gespräch mit einem Nachbarn. Niemand

muss alles tun. Aber niemand sollte darauf vertrauen, dass die anderen die Demokratie schon erhalten werden.

Fünftens: Mitgefühl zeigen.

Die Geschichte des Widerstands zeigt Menschen, die sich von der Not anderer berühren ließen – oft trotz eigener Vorurteile und blinder Flecken. (Ausspruch Tochter Karl-Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg: „Mein Vater hat sich für die verfolgten Juden eingesetzt und deshalb sein Leben verloren. Er hätte sich aber das Leben genommen, wenn ich einen Juden geheiratet hätte.") Mitgefühl ist keine sentimentale Zugabe zur Politik. Es ist die Fähigkeit, den anderen als Menschen zu sehen, dessen Würde nicht von seiner Herkunft, seiner Religion oder seiner Meinung abhängt. Es verlangt, das Leben von Minderheiten zu schützen und jeder Form der Entmenschlichung entgegenzutreten. Wir dürfen politische Positionen scharf kritisieren, ohne den Menschen die Würde abzusprechen.

Sechstens: Mut wagen.

Vielleicht ist gerade das die Frage, die Bonhoeffer mit seinem „Wer hält stand?" auch an uns richtet: Wie viel Kraft verwenden wir auf die Bewahrung und Erneuerung unserer Demokratie? Bemühen wir uns um Verständigung, statt die Gesellschaft immer weiter in Lager zu zerlegen? Und besitzen wir neben dem Mut zur Entgegnung auch die Offenheit, andere Standpunkte ernsthaft zu prüfen? Standhaftigkeit und Gesprächsbereitschaft schließen einander nicht aus.

Mut heißt nicht, immer am lautesten zu sprechen. Er kann darin bestehen, einer Mehrheit zu widersprechen, einen Irrtum einzugestehen, einer aufgeheizten Debatte Sachlichkeit entgegenzusetzen oder für einen bedrohten Menschen einzustehen. Die Risiken unseres demokratischen Alltags sind nicht mit den existenziellen Gefahren des Widerstands gegen Hitler gleichzusetzen. Aber gerade deshalb sollten wir uns fragen, welche Unbequemlichkeiten wir heute bereit sind auf uns zu nehmen. Widersprechen wir, wenn andere herabgewürdigt werden? Übernehmen wir Verantwortung, auch wenn sie Zeit kostet und keinen Beifall bringt?

Diese sechs Lektionen gehören zusammen. Ohne Recht bleibt Mitgefühl abhängig vom guten Willen der Mächtigen. Ohne Wahrheitssuche verliert Verantwortung ihre Orientierung. Ohne Gemeinschaft fehlt dem Mut der Rückhalt. Und ohne Mut bleiben alle guten Einsichten folgenlos.

An dieser Stelle zeigt sich auch die Grenze jeder politischen Vereinnahmung des Widerstands. Wer unsere Demokratie pauschal mit einer Diktatur gleichsetzt, um sich selbst zum Widerstandskämpfer zu erklären, wie es in der AfD üblich ist, verkennt den Unterschied zwischen politischem Streit in Freiheit und dem Terror eines Unrechtsstaats. Und wer im Namen der Demokratie die Rechte politischer Gegner willkürlich beschneiden wollte, würde gerade jenes rechtsstaatliche Erbe preisgeben,

das die Männer und Frauen des Widerstands verteidigten. Demokratische Wehrhaftigkeit und Bindung an das Recht gehören zusammen. Das gilt nicht nur, wenn es bequem ist.

6. Schluss – Die Erinnerungskultur ist nicht gescheitert. Aber sie bleibt unvollendet.

Ich komme auf meinen ersten Satz zurück. Ich habe behauptet, die deutsche Erinnerungskultur sei gescheitert. Sicherlich war das zu hart. Sie hat viel erreicht. Sie hat Wissen bewahrt, die Opfer sichtbar gemacht und Verantwortung benannt. Sie hat dazu beigetragen, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus nicht aus unserem öffentlichen Bewusstsein verschwunden sind.

Aber sie bleibt unvollendet, solange wir Erinnerung vor allem als Rückblick verstehen. Ihr Erfolg bemisst sich nicht allein daran, wie würdig wir der Toten gedenken. Sondern vor allem daran, wie wir mit den Lebenden umgehen.

Deshalb bewegt mich das Bild vom Samenkorn so sehr. Die Menschen des Widerstands konnten nicht wissen, welche Frucht ihr Handeln einmal tragen würde. Viele von ihnen starben, ohne den Untergang des Regimes zu erleben. Ihr Opfer darf uns nicht zu einer beruhigenden Heldengeschichte werden. Es ist eine Frage an uns.

Wir sind die Nachlebenden. Nicht wir haben ihren Mut bewiesen. Nicht wir haben ihre Gefahren getragen. Aber wir entscheiden, ob ihre Geschichte nur bewundert wird oder ob sie uns bewegt. Ob wir in unserer eigenen Zeit für das Recht eintreten, die Wirklichkeit sehen wollen, Gemeinschaft stiften, Mitgefühl zeigen und den Mut zum Widerspruch finden.

Gerade der 9. November erinnert uns daran, dass Geschichte nicht zwangsläufig in eine Richtung verläuft. Er erinnert an die Verbrechen von 1938, aber auch an die friedliche Revolution von 1989. Er erinnert uns an Menschen, die ausgegrenzt und verfolgt wurden, und an Menschen, die ihre Angst überwanden und Freiheit errangen. Geschichte geschieht nicht nur. Sie wird von uns Menschen gemacht.

Demokratie lebt nicht von Gedenktagen allein. Sie lebt von Menschen, die aus dem Gedenken Konsequenzen ziehen. Von Menschen, die nicht schweigen, wenn andere entmenschlicht werden. Von Menschen, die ihre Freiheit nutzen, um die Freiheit anderer zu verteidigen.

Bonhoeffer hat diese Zuversicht in „Nach zehn Jahren“ in Worte gefasst, die ich zum Schluss noch einmal ausführlicher zitieren möchte:

„Optimismus ist in seinem Wesen keine Ansicht über die gegenwärtige Situation, sondern er ist eine Lebenskraft, eine Kraft der Hoffnung, wo andere resignierten, eine Kraft, den Kopf hochzuhalten, wenn alles fehlzuschlagen scheint, eine Kraft, Rückschläge zu ertragen, eine Kraft, die die Zukunft niemals dem Gegner lässt, sondern sie für sich in Anspruch nimmt.“

Das ist keine Vertröstung. Es ist die Aufforderung, die Zukunft nicht preiszugeben – gerade dann nicht, wenn die Gegenwart uns Anlass zur Sorge gibt. Die Hoffnung, die uns Bonhoeffer hinterlassen hat, ist nicht die Gewissheit, dass alles gut ausgehen wird. Es ist die Hoffnung, dass unser Handeln nicht bedeutungslos ist.

Ich denke dabei auch an meine Großmutter und an die Generation meiner Mutter. Was sie uns weitergegeben haben, war kein bequemes Gefühl historischer Überlegenheit. Es war die Aufforderung, im Einsatz für Freiheit und Recht nicht nachzulassen und besonders diejenigen nicht aus dem Blick zu verlieren, die Schutz und Unterstützung brauchen. Erinnerung bewährt sich nicht erst in großen Worten, sondern im Umgang miteinander.

Vielen Dank.